

# Friedenskongresse vor 75 Jahren. Teil I

Autor(en): **Müller, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **22 (1942-1943)**

Heft 5

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-334626>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auch nur reibungsloses Funktionieren. Alles Werdende erfordert Geduld und Hingabe. Aber versprechen können wir ohne Bedenken unter einer geplanten Wirtschaft ein menschenwürdiges Dasein — vorausgesetzt natürlich, daß ihr Ziel und Zweck der *Mensch* und nicht der *Profit*, daß es der *Friede* und nicht der *Krieg* ist. Gerade weil unsere Sache so gut ist, versuchen die Nutznießer der alten Wirtschaft, *uns in die Defensive zu drängen*. Aber auch für uns gilt das Wort vom Angriff als der besten Verteidigung. Und das bisherige Wirtschaftssystem bietet wahrhaftig der Angriffsflächen genug! Doch wäre es falsch, sich auf diesen negativen Teil unserer Aufgabe zu beschränken, zu dem auch notgedrungen Gegenoffensive, die Widerlegung der geschickten «Trugschluß»-Propaganda gehört, von der wir ein Beispiel gegeben haben.

Es ist nicht schwer, scheint uns, darzutun, daß die *geplante Gemeinwirtschaft* keineswegs identisch ist mit reiner Staatswirtschaft, mit «Etatismus» oder irgendeiner Form von «Staatskapitalismus». Zwischen rein zentralistisch, von oben dirigierter Wirtschaft und einem chaotisch-ungeordneten Zustand sogenannter «freier Wirtschaft», die es im Sinne des manchesterlichen «laissez-faire» nie gegeben hat und heute weniger denn je für die große Masse der Wirtschaftenden gibt, zwischen diesen beiden Extremen liegt ein großes Gebiet andersartiger möglicher Wirtschaftsgestaltung. Die wirksame Synthese zwischen den praktisch erprobten Formen vom genossenschaftlich verwalteten Betrieb bis zum öffentlichen Großunternehmen herzustellen und die Gesamtwirtschaft planmäßig in den Dienst der Gemeinwirtschaft zu stellen, diese nach dem Krieg erneut sich ergebende Aufgabe, hat viel weniger objektiv-materielle als subjektiv-psychologische Hindernisse zu überwinden. Mit dem «Plan der Arbeit» ist ein Versuch unternommen worden, beiden Schwierigkeiten zu begegnen. Aber er war doch bisher eher ein Veilchen, das im verborgenen blüht. Er wurde, nach kurzem, hoffnungsvollem Anlauf, auf das tote Geleise abgeschoben.

Ob der Plan der Arbeit, oder ob eine andere Grundlage gesucht wird, der Kampf um die Zukunft nach dem Krieg hat schon intensiv begonnen und die Um- und Neugestaltung der Wirtschaft ist sein Kernstück. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir nicht wieder unsere Stunde versäumen wollen. Darum diese ausführliche Behandlung eines Musterbeispiels für die weitvorausschauende Tätigkeit gemeinschaftsfeindlicher Kräfte.

---

## Friedenskongresse vor 75 Jahren

Von Paul Müller

### I.

Einen solchen Jubel, wie er an jenem ewig denkwürdigen Sonntag, dem 8. September 1867, die Straßen Genfs durchbrauste, hat weder die Stadt Rousseaus noch eine andere Stadt des Landes jemals wieder erlebt. Schon in den frühen Nachmittagsstunden begannen sich die Häuser zu

leeren, und als der Abend hereinbrach, war die gesamte Bevölkerung auf den Beinen. Die Häuser prangten in einem nie gesehenen Fahنشmuck, wobei neben den Fahnen der Stadt Genf und der Schweiz in besonders großer Zahl auch solche Italiens, Ungarns, Englands und der Vereinigten Staaten lustig im Winde flatterten, während deutsche und französische freilich so gut wie nicht zu sehen waren. Am dichtesten war das Gedränge in der Nähe des Bahnhofes, aber obwohl die Menschen dort längst Kopf an Kopf standen, strömten noch immer neue hinzu. Dann – es war mittlerweile sechs Uhr abends geworden – reckte alles wie auf Kommando die Häse und brach in nicht mehr enden wollende Hochrufe aus. Sofort setzten auch Böllerschüsse ein, und aus dem Bahnhof schritt eine seltsame Gestalt: ein etwas untersetzter, bärtiger Mann in feurigroter Bluse und hellblauen Hosen mit einem breitrandigen amerikanischen Hute auf dem Kopf. So ungewöhnlich die Erscheinung war, war sie doch längst allen vertraut, höchstens hätte man sich den Mann körperlich rüstiger vorgestellt.

Der also begeistert begrüßte Ankömmling war kein anderer als Giuseppe *Garibaldi*, der «Genius der Freiheit», wie sich das «Journal de Genève» in einem Begrüßungsartikel ausdrückte. Ja, so hat selten ein Mensch die Herzen der Völker hoch schlagen lassen, wie dieser mythosumwobene Italiener, der Anno 1849 die römische Republik verteidigt und elf Jahre später jenen berühmten «Zug der Tausend» nach Sizilien angeführt hatte, der wie kein anderes Ereignis jener Zeit die Phantasie von jung und alt erregte und namentlich alle Freiheitsliebenden in freudigste Verzückung versetzte, die auch jetzt noch, nach sieben Jahren, ungeschwächt anhielt. In einem Hause am Quai de Monblanc hatte man für den illustren Gast Quartier bereitet, und der kurze Marsch dorthin glich einem wahren Triumphzug. Immer wieder brach die Volksmenge in dröhnende Hochrufe auf Garibaldi aus. Dann erschien er auf dem Balkon, begleitet von den Genfern James *Fazy* und *Wessel*, die ihn im Namen Genfs begrüßten, deren Worte aber vom Jubel der Masse übertönt wurden. Erst als Garibaldi selber ein Zeichen gab, wurde es langsam still. Garibaldi begann mit einem Wort warmen Dankes an diese «heilige Erde der Freiheit», wo er und seine Freunde einst Asyl gesucht und gefunden hätten. Dann erinnerte er an den Internationalen Friedenskongreß, der anderntags in Genf eröffnet werden sollte, und wieder unterbrach ihn stürmischer Jubel, als er mit seiner sympathischen Stimme versicherte: «Nur das Genfer- und Schweizervolk, die Neffen Rousseaus und die Nachkommen Tells konnten der internationalen Demokratie ein Stelldichein gewähren und einen Platz sichern, um Beschlüsse über Recht und Gerechtigkeit zu fassen! Hier haben eure Vorfahren zuerst den Mut gehabt, die pestilenzialische Institution anzugreifen, die man das Papsttum nennt ... Nun, wir werden unsere Aufgabe erfüllen, wir werden sie niederschlagen!» Dies war der Auftakt zu dem internationalen Kongreß, zu dem eine erst kurz vorher in Paris gebildete Friedens- und Freiheitsliga für den 9. September nach Genf eingeladen hatte. Grandioser hat wohl noch nie ein Kongreß begonnen. Das Ende sollte freilich in einem argen Mißverhältnis zu diesem Anfang stehen.

Schon die Verhandlungen des ersten Tages zeigten unverkennbare Spannungen, die für den weiteren Verlauf nichts Gutes ahnen ließen. Zwar war das äußere Bild, das der Kongreß bei seiner Eröffnung bot, ungemein imponierend. Nach dem «Journal de Genève» sollen drei- bis viertausend Personen den riesigen Saal im Palais électoral gefüllt haben. James Guillaume bezifferte die Menge sogar auf sechstausend! Selbst Garibaldi, dem die Versammlung bei seinem Eintritt in den Saal einen begeisterten Empfang bereitete, konnte sich nur mit Mühe einen Weg zum Vorstandstisch bahnen. Die Eröffnungsrede hielt der Genfer Professor Jules Barni. Nach ihm sprach der Präsident des Pariser Initiativkomitees, Emile Aollas. Alsdann wurde das Wort sofort zwei Arbeitervertretern erteilt, dem Emailmaler Charles Perron, der eine Resolution der Genfer Arbeiterschaft verlas, und dem Professor James Guillaume aus Le Locle, der den französischen Wortlaut der wenige Tage zuvor auf einem Kongreß in Lausanne beschlossenen Resolution der *Internationalen Arbeiter-Assoziation* bekanntgab, während der deutsche Professor Büchner, der schon damals berühmte Verfasser des Buches «Kraft und Stoff», die gleiche Resolution in deutschem Text zur Verlesung brachte. Hier der Wortlaut dieser Resolution, die später so viel Staub aufwirbeln sollte:

Im Hinblick darauf,  
daß der Krieg hauptsächlich auf der Arbeiterklasse lastet, indem er dieser nicht nur die Existenzmittel vorenthält, sondern sie auch zwingt, ihr Blut zu vergießen;  
daß der bewaffnete Friede die produktiven Kräfte lahmlegt, von den Arbeitern nur unnütze Arbeit verlangt und die Produktion hemmt, indem er sie den Bedrohungen durch den Krieg aussetzt;  
daß der Friede, diese erste Bedingung des Wohlstandes, durch eine neue Ordnung der Dinge konsolidiert werden muß, die keine Gesellschaft mit zwei Klassen mehr kennt, von denen die eine die andere ausbeutet;  
beschließt der in Lausanne versammelte Kongreß der Internationalen Arbeiter-assoziaton:  
voll und ganz dem am 9. September in Genf zusammenkommenden Friedenskongreß beizutreten, ihn energisch zu unterstützen und alles zu fördern, was unternommen werden könnte, um die Abschaffung der stehenden Heere und die Erhaltung des Friedens zu sichern, mit dem Ziele, baldmöglichst zur Emanzipation der Arbeiterklasse und zu ihrer Befreiung von der Macht und dem Einfluß des Kapitals sowie zur Errichtung eines Bundes freier Staaten ganz Europas zu gelangen.»

Dieser nach Inhalt und Form wohlabgewogenen Erklärung folgte dann der Zusatz:

Im Hinblick darauf,  
daß die erste und hauptsächlichliche Ursache des Krieges der Pauperismus und das Fehlen eines wirtschaftlichen Gleichgewichtes ist,  
daß es zur Ausrottung des Krieges nicht genügt, die Armeen zu entlassen, sondern daß es notwendig ist, die soziale Organisation im Sinne einer immer gerechteren Verteilung der Produktion zu ändern,  
macht der Kongreß seinen Beitritt davon abhängig, daß der Friedenskongreß die obige Erklärung gutheißt.

Zunächst hörten die Versammelten die verlesenen Erklärungen mit Zustimmung an, und nur dem «Journal de Genève» blieb es vorbehalten, in

seinem Kommentar Anstoß an ihrem Inhalt zu nehmen, indem es bemerkte: «Die letztere (von Guillaume und Büchner verlesene) Erklärung, die in äußerst heftigen Worten abgefaßt war, ging bei weitem über das Programm des Kongresses hinaus.» Auch die nachfolgenden Redner sahen in den Erklärungen offenbar keinerlei Grund zu Ärgernis und soweit sie Kritik übten, betraf dies einzig und allein den vom Kongreßkomitee ausgearbeiteten Fragebogen. *Schmiedlin*, Basel, legte unter Hinweis auf die Neutralität der Schweiz vor allem Wert darauf, daß der Friedenskongreß seine Bestrebungen streng im Rahmen der Gesetzmäßigkeit zu erreichen trachte und jeder Gewalttätigkeit entsage. *James Fazy*, der nach ihm sprach, konnte als einstiger Führer des Genfer Umsturzes in diese These wohl nicht gut einstimmen. Er erklärte im Gegenteil: «Die legalen Mittel sind nicht immer die besten, denn nie hat sich die Schweiz eines vollkommeneren Friedens erfreut als seit den Revolutionen.» Das hielt aber auch *Fazy* nicht ab, der von *Schmiedlin* erhobenen Forderung zuzustimmen, daß der Friedenskongreß es dem Gastland schulde, sich hinsichtlich seiner Ziele möglichst weitgehende Beschränkung aufzuerlegen. Wieder einen anderen Ton brachte ein Pariser Redner, *Albert Fermé* in die Debatte. Auf den bunten Wald von Fahnen verweisend, der ein über der Bühne angebrachtes, nur das Wort «PAX» verkündendes Transparent umgab, forderte er aufgeregt, daß man aus ihm die französische Fahne entferne. Diese sei das Symbol des Despotismus und beschmutze den Saal eines Freiheitskongresses. Doch nahm auch von dieser Rede niemand weiter Notiz. Vielmehr bewegten sich die Debatten auch fernerhin um die Formulierung des Fragebogens und die endgültige Festsetzung der Tagesordnung.

Nun kam die große Sensation des Kongresses: am Vorstandstisch erhob sich *Garibaldi* mit einem Manuskript in der Hand. Wie schon am Vortag vom Balkon der Wohnung aus, beginnt der gefeierte Italiener auch auf dem Kongreß mit einer Huldigung an die Schweiz. Dennoch könne er nicht «jene engstirnige und etwas egoistische Vorsicht billigen, die nichts riskieren wolle, um die Leiden anderer zu erleichtern.» Diese Worte enthielten eine deutliche Spitze gegen *Schmiedlin*, *Fazy*, wie auch den provisorischen Kongreßvorsitzenden *Barni*, die den Kongreß immer wieder unter Hinweis auf die Neutralität der Schweiz beschwörten, sich abfälliger Urteile gegen gewisse Regimes zu enthalten. Weit davon entfernt, sich auf diese höfliche Zurechtweisung zu beschränken, fuhr *Garibaldi* mit erhobener Stimme fort: «Wir wollen die Monarchien nicht stürzen, um Republiken zu gründen, aber wir wollen den Absolutismus vernichten, um auf seinen Ruinen die Freiheit und das Recht zu gründen. Der Despotismus, das ist die Lüge. Die Lüge aber ist allen verhaßt, auch denen, die in ihrer Existenz und in ihren Interessen von ihr nicht unmittelbar betroffen werden. Das einzige Mittel, das ich gegen den Despotismus kenne, ist die Weltbrüderschaft der freien Völker.»

Nach diesen einleitenden Worten klemmte *Garibaldi* ein Monokel ins Auge und wendete sich dem Manuskript zu. Dieses enthielt ein von ihm für den Kongreß entworfenes Programm, das er Punkt für Punkt mit bebender Stimme verlas. Die sich nun abspielende Szene sei hier nach



der Darstellung, die James Guillaume seinerzeit von ihr gab und die auch in seinem späteren vierbändigen Werk über die erste Internationale aufgenommen ist, wiedergegeben:

### Vorschläge

Primo. Alle Nationen sind Schwestern.

Secondo. Der Krieg unter ihnen ist unmöglich.

Terzo. Alle Streitigkeiten, die unter den Nationen entstehen mögen, sind dem Kongreß zur Entscheidung zu unterbreiten.

Man betrachtet sich mit einigem Erstaunen. Garibaldi bemerkt dies und fügt hinzu:

«Sie werden mir vielleicht sagen, daß ich etwas weit vorausseile.» (Heiterkeit unter den Delegierten.)

Quarto. Die Mitglieder des Kongresses werden durch die demokratischen Gesellschaften jedes Volkes ernannt.

Quinto. Jede Nation hat am Kongreß Stimmrecht, gleichgültig wie groß die Zahl ihrer Mitglieder ist.

Sesto. Das Papsttum als die verderblichste aller Sekten wird als verfallen erklärt.

Dies kam vollkommen unerwartet. Frenetischer Beifall empfing diese Erklärung, namentlich die Linke steigerte ihr Geschrei in einer Weise, daß man glaubte, der Saal bräche zusammen. Diese Szene setzte sich während einiger Augenblicke fort, und so ratifizierte die europäische Demokratie vor aller Welt die Verfallserklärung des Papsttums.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, fuhr Garibaldi fort:

«Ich weiß nicht, ob man sagen wird, daß ich mich etwas zu weit vorwage, indem ich einen solchen Artikel formuliere. Aber wem könnte ich meine Gedanken anvertrauen, wem gegenüber meine Ideen frei zum Ausdruck bringen, wenn nicht euch, einem freien Volk – das wirklich frei ist», fügte er nach einer Pause hinzu, indem er das Papier wieder ergriff.

Diesem Ausbruch des Enthusiasmus folgte unmittelbar eine unerwartete Wendung.

Garibaldi setzt die Verlesung seiner Artikel fort:

Settimo. Der Kongreß anerkennt die Religion Gottes . . .

An dieser Stelle wird Garibaldi von einem plötzlichen Ausbruch der Verwunderung unterbrochen. Man hört sogar einige Zwischenrufe.

«Das ist eine Auffassung, die ich unterbreite», sagt Garibaldi und wiederholt: «Der Kongreß anerkennt die Religion Gottes und jedes seiner Mitglieder verpflichtet sich, sie auf Erden zu propagieren.»

Es ist unmöglich, das Erstaunen und die Bestürzung zu beschreiben, die diese merkwürdigen Worte augenblicklich hervorriefen. Der Respekt verhinderte stürmische Einwendungen, aber das eisige Schweigen, das nun an die Stelle des Beifalls trat, zeigte Garibaldi, daß er die Gefühle der Mehrheit des Kongresses verletzt hatte. Er wollte alsdann seinen Artikel rechtfertigen.

«Ich schulde euch», sagte er, «ein Wort der Erklärung über die Religion Gottes, von der ich soeben gesprochen habe: ich verstehe darunter die Religion der Wahrheit, die Religion der Vernunft.»

Diese Erläuterung rief einige isolierte Bravorufe hervor, aber sie verwischte nicht den peinlichen Eindruck, der sich noch steigerte, als er den folgenden Artikel verlas:

Ottavo. Der Kongreß widmet dem Priestertum die auserwählten Männer der Wissenschaft und der Intelligenz, und er widmet der Nichtigkeit jeden Priester der Dummheit.

Von der Charybdis zur Scilla! sagten wir uns. Was ist das für ein neues Priestertum, das das alte ersetzen soll? Garibaldi Oberpriester, der die Theophilantropie predigt! Welch ein Sturz!

Sichtbar durch die schweigende Ablehnung des Kongresses betroffen, fuhr Garibaldi fort:

Nono. Propaganda der Religion Gottes durch Unterricht, Erziehung und Tugend.

Decimo. Die Republik ist die einzige Regierungsform, die eines freien Volkes würdig ist.

Hier setzte ein berechtigter Beifallssturm ein, der jeden erleichterte. Garibaldi fügte hinzu:

«Das ist keine Meinung von heute. Die Republik ist die Regierung der ehrlichen Leute. Wer dies bezweifeln sollte, dem genügt es entgegenzuhalten, daß die Völker im gleichen Maße korrumpiert wurden, als sie aufhörten, Republikaner zu sein.»

Alsdann setzte er seine Lektüre fort:

Undecimo. Nur die Demokratie kann gegen die Geißel der Kriege vorgehen.

Duodecimo. Nur der Sklave hat das Recht, den Tyrannen den Krieg zu machen. (Begeisterte Zurufe auf der Linken.)

«Hier», bemerkt Garibaldi, «entferne ich mich offenbar wenig von dem, was wir wünschen. Ich sage und proklamiere, daß der Sklave das Recht hat, den Tyrannen den Krieg zu machen. Das ist der einzige Fall, in dem ich glaube, daß der Krieg erlaubt sei.»

Nachdem er mit der Verlesung seiner Artikel fertig war, fuhr Garibaldi also fort:

«Damit der Kongreß glückliche Resultate zeitige, darf man sich nicht auf diesen von heute beschränken. Es ist notwendig, daß man diesem einen anderen folgen lasse. Es ist notwendig, daß ein beständiges Komitee die Mission fortsetze, die hochherzige und tapfere Bürger begonnen haben.»

Sichtbar war Garibaldi von der Aufnahme seiner religiösen Vorschläge bedrückt. Er kam auf diesen Gegenstand am Schluß seiner Rede zurück:

«Wenn Sie erlauben, werde ich noch ein Wort hinzufügen. Ich werde kurz sein. Ich weiß, daß ich nicht die Billigung aller gefunden habe, als ich das Thema Religion berührte. Es ist in dieser Frage nun einmal leider so. Indessen bin ich überzeugt, daß niemand die religiöse von der politischen Frage trennen kann . . . Ich sage offen: man kann den Übeln der Welt nicht beikommen, wenn man nicht auch den Mißbräuchen der Pfaffen ein Ende setzt.»

Garibaldi setzte sich. Man applaudierte noch, aber, auf unserer Seite wenigstens, galt der Beifall dem Menschen, nicht seinen Worten.»

Soweit die Beschreibung, die James Guillaume von diesem ersten Auftreten Garibaldis auf dem Genfer Friedenskongreß ohne jegliches Übelwollen gegeben hat. Ein zweites Mal hat sich Garibaldi nicht mehr zum Wort gemeldet, und schon am übernächsten Tag kehrte er Genf überhaupt den Rücken, es den übrigen Delegierten überlassend, was sie mit den von ihm deponierten zwölf Punkten anstellen wollten. Auf dem Kongreß selber bestand die einzige Reaktion darin, daß Barni den Versammelten vorschlug, Garibaldi zum Ehrenvorsitzenden zu ernennen, was auch einstimmig geschah. Dann wurde zur Bildung der endgültigen Kongreßleitung geschritten, wobei der Berner Regierungsrat *Jolissaint* zum Vorsitzenden gewählt wurde, was sich in der Folge als ein sehr glücklicher Griff erweisen sollte.

(Schluß folgt.)